



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mähly, J.: Ein römisches Dichterleben.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein römisches Dichterleben.

Der Winter hat dieses Jahr ziemlich scharf auf seine Hoheitsrechte gepocht, er war empfindlich kalt, an Schnee und Eis hatten wir Ueberfluß, mehr als uns lieb war und dennoch verzweifelten und verzagten wir nicht, denn der strenge mürrische Herr hat doch auch wieder seine guten Eigenschaften: aus der Dede der Natur, die er draußen, in Feld und Wald zu schaffen geruht hat, erblühen an den verschiedensten Stellen, wo nur Menschen wohnen, die grünen Dasen der Geselligkeit, und mancher möchte diese nicht gegen alle Reize der schöneren Jahreszeiten vertauschen. In der That, die Geselligkeit ist ein Zauberstab, welcher uns über jedes unheimliche fröstelnde Gefühl, über jeden unangenehmen und schmerzlichen Eindruck wegzuheben und in ein trautes Heim zu versetzen vermag, wo liebe Stimmen uns umtönen, und die Klänge der Muttersprache zwischen uns und unsern Bekannten jeden Augenblick die Brücke bilden, auf der unser kostbarster Vorrath von Gedanken und Empfindungen in aller Gemüthlichkeit und zollfrei sich hinüber und herüber bewegen kann. Am meisten weiß dieses Glück zu schätzen, wer es für längere Zeit entbehren mußte; danken wir unserm guten Stern, wenn er uns vor Entbehrung bewahrt, und bemitleiden wir aus tiefster Seele den Unglücklichen, den ein herbes Geschick aus seiner gewohnten Umgebung hinauswarf an fremde und einsame Gestade, bedauern wir ihn um so tiefer, je mehr seine Natur am geselligen Leben ihr Genüge und ihren Genuß fand. Einen solchen Unglücklichen will ich meinen Lesern vorführen. Seine Klagen sind zwar längst verhallt, jede Spur seiner körperlichen Existenz seit aber und aber hundert Jahren verwischt und verweht, und kein Freund braucht sich um die Linderung der trostlosen Lage des armen Verbannten mehr zu bekümmern; aber wir können mit Hülfe einer sehr erlaubten, keineswegs schwarzen Kunst, den Geist des Verstorbenen citiren, wir können ihn zwingen Rede zu stehen über sein Leben und können dieses sozusagen Schritt für Schritt verfolgen, vom Augenblicke der Verbannung an bis kurz vor seinem Erlöschen. Und zwar erteilt er uns Kunde mit ganz denselben Worten und Seufzern, welche damals seiner Brust entströmten, denn diese alle sind von ihm selber aufgezeichnet, als das Vermächtniß seiner Verbannung

auf die Nachwelt gekommen. Nur Eines hat er uns mißgönnt zu erfahren — den Grund dieses namenlosen Glends; er kannte ihn und auch die Mitlebenden kannten ihn, er war auch selbstbewußt genug, um sicher auf das Gedächtniß der spätesten Nachwelt zu rechnen; wollte er sie vielleicht durch Schweigen strafen für ein Gefühl, welches viel weniger Mitleid, als — Neugierde ist?

In blühender Jugendzeit, als er seine Leyer nur zu den Klängen der Liebe stimmte, sang er einmal aus der Heimat seinem Mädchen die Worte zu: „wenn sie nicht in seiner Nähe sei, so komme es ihm vor, als athme er nicht die gesunde Luft seiner Heimat, sondern als wohne er bei den Scythen und am unwirthlichen Kaukasus.“ Wer ihm damals gesagt hätte, daß er wirklich in jenen von ihm verabscheuten Zonen einst den Nest seines Lebens als Ausgestoßener zubringen werde?

Am westlichen Gestade desjenigen Meeres, welches die Alten in bekannter zarter Scheu vor Unglücksnamen das „gastliche“ nannten, während sie es in Wirklichkeit als das Gegentheil, als das „ungastliche“, kannten, südlich den Donaumündungen lag der Ort, welchen das Machtgebot des erzürnten Herrschers dem Dichter angewiesen hatte. — Tomi hieß der Ort*), Dyd der unglückliche Verbannte und dem Ruhme dieses Verbannten verdankt der sonst völlig unbedeutende Flecken sein Andenken bei der Nachwelt. Wäre auch die Schuld des Dichters größer, als sie in der That ist (daß sie kein Verbrechen war, wissen wir), so könnten wir seinem Trauergeschick unser Mitleid nicht versagen. Er strömt seine Klagen in Versen aus, weil unter seinen kunstgeübten Fingern alles, was er ergriff, diese Form annahm (wie er selbst erzählt); selbst die natürlichsten, ursprünglichsten Ausbrüche des Leides und der Seelenqual, die sonst jedes Maasses spotten, mußten sich jener Form fügen; sie sind natürlich bloß auf einen Grundton gestimmt und auch die Variationen, welche ihn beglücken und umspielen, tragen denselben düstern monotonen Charakter; aber wenn auch unser künstlerisches Gefühl von dieser Einförmigkeit wenig befriedigt wird, so macht sie einen um so tieferen, ja schaurigeren Eindruck auf unsere Seele, denn sie ist nicht bloß das treue Bild einer zunehmenden Seelenveränderung und Verdüsterung, sondern sie spiegelt auch den traurig öden Charakter jener Gegend, jenes antiken Sibiriens, wieder. Mag sein, daß dem Dichter alles noch unheimlicher vorkam als es wirklich war, daß er grau in grau malte, wenn er die Schrecken des dortigen Winters schildert, aber einem im Schooße der üppigen Weltstadt erzogenen und verzogenen Weltkinde mußte jene ungesellige und unwirthliche Gegend wie ein wirkliches Sibirien erscheinen; dem Italiener mußte schon das rauhe Klima

*) Jetzt, wenigstens wahrscheinlich, Anadol Kiöi, ein kleiner Hafen in der Nähe von Constantia.

unerträglich sein. Daß die Gefilde vom marmornen Frost weiß waren und ehe noch der frühere Schnee geschmolzen, schon andere Massen erschienen, daß der Nord mit einer Häuser und Dächer niederreisenden Wucht daherstürmte, daß der flüssige Wein erstarrte und die Form des Gefäßes annahm, daß man sich mühsam durch Felle, ja durch Hosen, gegen den Frost schützte und von der edlen Menschengestalt, unter der Last von Hüllen, bloß das Gesicht noch sichtbar war, daß Haupt- und Barthaar vom Eise klirrten, und daß man trocknen Fußes über die unabsehbare Meeresfläche wandelte — war für einen Sohn Italiens schon neu und schaurig genug; vermehrt wurde das Melancholische des Eindrucks dadurch, daß kein Baum, kein Gesträuch die Einförmigkeit der kahlen Gegend unterbrach. Aber auch das und noch mehr: das salzige Trinkwasser und die ungewohnte, unverdauliche Kost, die ärmliche Wohnung, ja sogar die Tag für Tag wiederkehrende Angst vor den feindlichen Einfällen der benachbarten Barbarenhorden, der Geten, Scythen, Bortarner, Sarmaten und wie alle heißen, die stets sich neuernde Lebensgefahr wäre noch erträglich gewesen, wenn Freunde, wenn sein treues Weib den Verzagenden durch ihre Gegenwart und durch den trostreichen Klang ihrer Stimme hätten aufrichten können, — aber er war ja allein, und die Töne, die an sein Ohr schlugen, kamen nicht aus Freundesmund, ja, er verstand sie nicht; sein geliebtes Latein war in diesen Gegenden eine völlig unbekannte Sprache, und der Dichter, der wie keiner seiner Nation alle seine Gefühle und Gedanken, den ganzen Reichthum eines leicht erregbaren Naturells in Worte zu verwandeln wußte und dem diese virtuose Thätigkeit ein eigentliches Lebensbedürfniß geworden war, mußte sich seiner Umgebung durch Geberden verständlich machen. Für ein reiches und empfängliches Gemüth wie das seinige, für eine geistige Individualität, wie er sie besaß, war die Strafe eine fürchterliche und er mußte daran verbluten. Der Leser fragt mich, warum denn und woher dieses fürchterliche Maaß und was war des Dichters Verbrechen? Leider kann ich auf diese sehr natürliche und berechtigte Frage nur eine unvollständige, kaum halbe Antwort geben und selbst diese ergiebt sich erst aus einer Umschau über das Leben des Dichters und seine dichterische Thätigkeit; und da er sich selber ein Kind seiner Zeit nennt, so werden wir auch die damalige Gesellschaft nach ihm fragen müssen. Wir lassen uns zunächst durch die Hand des Dichters führen. (Bornehmlich *Trist.* lib. II. und lib. III. 10). Er verschweigt uns sogar seinen Geburtstag nicht, der allerdings für die Republik wichtig genug war, er war zugleich der Todestag der beiden republikanischen Consuln Hirtius und Pansa im Kampf gegen Antonius (20 März 43 v. Chr., im Jahre der Stadt 711). Sein Geburtsort Sulmo (jetzt Sulmona, im Jahre 1706 durch ein Erdbeben völlig zerstört) lag ungefähr 20 Meilen östlich von Rom im Gebiete der Saligner; er selbst gehörte einer begüterten Ritter-

familie an. Wer damals etwas auf die Erziehung seiner Kinder verwenden konnte, schickte sie zur Ausbildung nach Rom (das war in noch viel ausge-
dehnterem Maasse der Fall, als das jetzige Paris die „Provencaux“ in seinen
bildenden Schooß aufnimmt), und so finden wir auch den jungen, wahrscheinlich
frühreifen Dvid als eifrigen Adepten der Wissenschaft in Gesellschaft seines
etwas älteren Bruders in den Schulen Roms unter theilweise sehr berühmten
Lehrern, das heißt sogenannten Grammatikern und Rhetoren, wovon die
ersten mehr die Elementarfächer, die zweitgenannten die höhere Stufe der
Bildung bei schon vorgeschrittenen Schülern vertraten. Damals wurde auf
die rednerische Ausbildung der Jünglinge ein viel größeres Gewicht gelegt
als heut zu Tage; die Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck
war das höchste Ziel, nach welchem der Lernende strebte; wenn auch jetzt, mit
dem Untergang der Republik, die staatsmännische Beredsamkeit aus dem
öffentlichen Leben verschwunden war und der Staatsmann nicht mehr nach
seiner Beredsamkeit gewürdigt wurde, so stand diese gleichwohl noch immer
in großem Ansehen, und es war nicht bloß Nachhall und Ueberlieferung
einer glorreichen Vergangenheit, sondern die stilleren Kreise des öffentlichen
Lebens, besonders die Gerichte, boten den Rednern auch jetzt noch ein lohnendes
Feld. Freilich war die angewandte Methode der Redeübungen, die wir noch
an zahlreichen Beispielen verfolgen können, im allgemeinen weder geschmack-
voll noch geistreich, wenn sie vielleicht auch eine begabte jugendliche Phantasie
mannigfach anzuregen und deren Thätigkeit zu einer dichterischen zu steigern
vermochte. Bei Dvid war dieß in der That der Fall; aber er kultivirte eben
auch mit besonderer Liebhaberei diejenige Gattung der Declamation, welche
mehr die Kraft der schöpferischen Erfindung in Anspruch nahm (die sogenannte
Suasoria, Monologe in der Rolle irgend einer in der Geschichte oder Sage
wichtigen Persönlichkeit, beispielsweise des Caesar, als er vor dem Rubicon
stand, des Cicero, als es sich bei ihm um eine Abbitte bei Antonius, das
heißt um Sein oder Nichtsein handelte, oder des Republikaners Cato, als er
die Gründe für und wider den Selbstmord erwägt); weniger seinen Anlagen
entsprechend waren die schwierigeren Controversen, d. h. Streitfälle, in denen
die Schüler als Ankläger und Vertheidiger in der Rolle der Advocaten auf-
traten; hier kam es mehr auf eine methodisch vorwärtsschreitende, mit logischer
Consequenz entwickelnde Beweisführung an, und der Strom dichterischer Er-
findung konnte sich in diese gesetzmäßigen Geleise nicht so üppig ergießen, als
innerhalb der weitem und gefügigern Schranke der Uebungsrede. Ein sehr
kritisch gesinnter Zeitgenosse meldet uns von den rednerischen Versuchen des
jungen Dvid auf jenem ersten Gebiet und lobt alles an ihm, außer der
logischen Ordnung; Dvid wollte eben seiner ergiebigen Einbildungskraft keine
Zügel anlegen und ließ ihr ihren Lauf nach allen Seiten hin. Aber noch

ein anderes bemerkte jener Kritiker an ihm: Sein Vortrag sei nichts als ein aufgelöstes, das heißt nur des Vermaßes mangelndes Gedicht!

Also schon damals! Aber eben damals schon fühlte die junge Dichternatur ihren Beruf, und die Einwände des bedenklichen Vaters, der ihm die brotlose Kunst auszureden suchte, prallten ab an dem festen Willen des Sohnes. Wie bei König Midas Alles zu Gold, so wurde unter seinen Händen alles zu Versen. Hier war die Natur einmal mit überschwänglicher Freigebigkeit zu Werke gegangen; sie hatte es ihrem Liebling leicht gemacht, „das Heiligtum der Himmlischen“ (der Musen) zu betreten. Unter den Auserwählten aller Zeiten und Literaturen steht, wenn glückliche Anlage und die Summe der Talente für den Dichterberuf gewogen werden, Ovid in erster Reihe, übertroffen hat ihn in der dichterischen Virtuosität Keiner, kaum einer ihn erreicht. Und man hat es hier nicht mit einem bloßen Techniker und Verkünftler zu thun, welcher die Leere des Inhalts mit der gleichnerischen Form zu überfüllen sucht, oder mit einem rein formalen Talent, das aus lauter Lust mit der Mosaik der Form spielt und an seiner Composition, ganz unbekümmert um Sinn und Inhalt seine Kraft übt: Ovid ist und bleibt ein Dichter, mag ihn auch sein üppiges technisches Kraftgefühl mehr als einmal von der Linie der Wahrheit und Schönheit abführen, mag es ihn verleiten, statt in der Tiefe Gold zu suchen, lieber auf der glatten Oberfläche zu tändeln und nach bunten, aber leichten Gebilden zu haschen, so sind seine Gedichte dennoch mit dem Stempel des Genies geprägt. Keiner seiner ältern oder jüngern Zeit- und Kunstgenossen, weder Horaz noch Virgil, weder Propertius noch Tibull, und wie sie alle heißen mögen, die er selber in stattlicher Reihe aufzählt: Keiner hat sich so mit Leib und Seele seiner Kunst ergeben und in ihr sein eigentliches, unentbehrliches Element, gleichsam seine geistige Luft gefunden, wie Ovid. Und wir müssen dabei bedenken, daß Dichter und nur dieser zu sein von Berufswegen damals, unter dem praktischen, nüchternen, prosaischen Volk der Römer noch kein so landläufiger Entschluß war, wie heutzutage.

Das Dichten galt mehr als Nebenbeschäftigung, es wurde als angenehme Erholung von den drückenden Staatsgeschäften betrachtet und mancher vornehme Römer, dem die Muse sogar kein Lächeln ihres Winkes gegönnt hatte, opferte weniger seinem Trieb als der Mode, indem er seine Mußestunden der Dicht- oder wenigstens der Verfkunst widmete. Es war schon ein Bruch mit der Sitte, als das umgekehrte Verhältniß sich in einzelnen Beispielen einbürgerte, das heißt, als man die Poesie zu seiner Hauptaufgabe machte, ohne deshalb dem Staat seine Dienste ganz zu entziehen — Ovid wagte es, einer der ersten, den Bruch mit der Tradition zu vollenden und sich aller und jeglicher staatlicher Thätigkeit zu entschlagen, wozu ihn Stellung und Studium

befähigt und berechtigt hätten. Er nahm noch eine Zeit lang Theil an dieser oder jener Commission, übte auch richterliche Befugnisse, aber es bis zum Senator zu bringen, fühlte er weder den Trieb, noch auch die nöthige Kraft in sich und so entschied er selber mit richtiger Einsicht über seinen ausschließlichen Beruf. Einen anderen Ehrgeiz als den des Dichters kannte er nicht. Seine Bildung entbehrte noch der Volk- und Menschenkenntniß; diesem Mangel abzuhelfen, wurde nach Sitte der vornehmen Römerjünglinge eine Reise unternommen, welche ihn in Begleitung eines Freundes und Collegen, des epischen Dichters Macer nach der Metropole der antiken Bildung und Wissenschaft, Athen, in die berühmteren Städte Kleinasiens und nach den classischen Stellen Siciliens führte. Nach seiner Rückkehr fand er Aufnahme in die römischen Dichterkreise und wie er hier den Gefeierten mit Verehrung lauschte, wenn sie ihre neuen Schöpfungen vortrugen, so wurden auch jene bald auf das strebende junge Talent aufmerksam und von den noch jüngern wurde er bewundert. Aber nicht nur im engeren Kreise der Mitstrebenden, sondern auch in größeren Versammlungen neugieriger Zuhörer wagte der jugendliche Dichter mit seinen Gedichten aufzutreten und zwar, als noch kaum das Schermesser seinen Flaum berührt hatte. Diese öffentlichen Vorlesungen, gleichsam einen obersten ästhetischen Gerichtshof über Sein oder Nichtsein des armen Dichters, hatte die Sitte geschaffen.

Meistens, und im Verlaufe der Zeit immer mehr, war allerdings dafür gesorgt, daß das geladene oder auch nicht geladene Publicum sich nicht allzu kühl oder gar schroff und abweisend gegen die ihm gebotenen Genüsse benahm; das Gemurmel oder wohl gar der laute Ruf des Beifalls begleitete selbst die schwachen Productionen, und wenn es nicht Freunde und Verwandte waren, die sich zu solchen Kundgebungen ihres Bewunderns hinreißen ließen, so leistete eine gemiethete Claque diese Aufgabe in tadellosester Weise, wenigstens denjenigen, welche sich ihres heiligen apollinischen Berufes doch nicht ganz sicher fühlten.

Bei den damaligen Mitteln literarischer Verbreitung war übrigens dieses nicht bloß das einfachste, sondern auch das am schnellsten wirkende, und mancher junge, noch unbekanntere Schriftsteller, dem der Zeitgewinn — *time is money*, — auch schon einleuchtete, mochte es mehr wählen um möglichst schnell bekannt, als um augenblicklich beklatscht zu werden. Denn war auch die Vielfältigung durch die Schrift damals viel schwunghafter betrieben, als man gewöhnlich annimmt, so war sie doch für den, dem nicht eine Schaar schreibfertiger Copisten — meist Slaven — zu Gebote stand oder der nicht schon das Zutrauen oder die Gunst eines buchhändlerischen Speculanten sich erworben hatte, eine kostspielige Sache. War dagegen durch das Institut jener öffentlichen Vorlesungen der Name eines Schriftstellers bekannt geworden, so

ließ sich schon eher ein unternehmender Gönner, d. h. Verleger finden. Man darf auch nicht außer Acht lassen, daß wie heut zu Tage, so auch damals, manche am lebendigen Wort größeren Geschmack fanden als an dem Lesen, welches überdies zu jener Zeit nicht so leicht und glatt von Statten ging als bei unserem heutigen Druck.

Denn war auch das Manuscript, das heißt waren die Copien correct und leserlich, was nicht immer der Fall war, so verursachte doch der vollständige Mangel jeder Interpunction, verursachten ferner die tachygraphischen (steno-graphischen) Abkürzungen, welche seit Cicero's Zeiten behufs rascheren Zustandekommens der Arbeit Aufnahme gefunden hatten, jedem nicht ganz geübten Auge einige Mühe. Wir kennen nun freilich Ovid's buchhändlerische Conne-xionen und Usancen nicht, wissen nicht, ob und welches Honorar er bezogen — es findet sich nirgends eine Erzählung bei ihm, daß er aus seiner Feder eine Quelle des Gelderwerbs gemacht habe —, aber wenn uns das Beispiel seines älteren Zeitgenossen Horaz zu einem Schluß berechtigen darf, wenn wir erfahren, daß der Dichter Varius, Horazens intimer Freund, für ein einziges Trauerspiel von dem freigebigen Augustus einen „Ehrensold“ von einer Million Sesterzen (d. h. beinahe 160,000 Mark) erhielt, wenn ferner, nach der Sage, Vergil ein Vermögen von einigen Millionen solcher Sesterzen hinterließ, so enthält die Annahme, daß auch Ovid neben den Musen den Mercur nicht außer Augen werde gelassen haben, wenigstens keinen Widerspruch.

Zwischen der freigebigen Laune eines fürstlichen Gönners und einem Buchhändlerhonorar ist freilich ein großer Unterschied, auch wird sich Augustus nicht beeilt haben, einen Dichter, den er in keinem Fall so vertrauten persönlichen Umganges gewürdigt hat, wie den Horaz oder wie der erste Minister Mäcenäus das Doppelgestirn Horaz und Vergil für die gleichen Gedichte zu belohnen, um derentwillen er ihn nachträglich mit der furchtbaren Strafe der Verbannung belegte, aber wenn anderen der Goldregen aus zwei Quellen zuströmte, so wird Ovid wohl gegen die eine nicht allzuspröde gewesen sein. —

Wir würden von ihm auch ohne seine Versicherung voraussetzen, daß er seiner Lust und Leichtigkeit zu fabuliren fröhlich nachgegeben und viel zusammengeschrieben habe; um so mehr müssen wir es an ihm schätzen, daß er trotz jener Eigenschaften und trotz der gefährlichsten unter ihnen, seiner Jugend, dennoch Kritik an sich selber übte und daß der Dichter Ovid, was dem strengen Auge des Kritikers Ovid nicht gefiel, den Flammen preisgab. Dieser Umstand hängt jedenfalls mit der Wahrnehmung zusammen, daß die antiken Dichter strenger gegen sich selber und ihre Produkte waren und eine größere, man möchte sagen keusche Scheu vor der Heiligkeit der Poesie zu ihrem dichterischen Schaffen mitbrachten, als, bei sonst gleicher Begabung, die

modernen; diesen fehlt in höherem Grade die Strenge der selbstgeübten Zucht; Ausnahmen wie Platen, sind nur um so rühmlicher. Selbst an Ovid aber tadeln die alten Kritiker, daß er seine quellende Fülle nicht noch mehr beschränkt, nicht die Selbstbeherrschung geübt habe, zu rechter Zeit den tändelnden Spielen seiner Kraft Einhalt zu thun. Gehörte eine solche Begabung unserem schreibseligen Jahrhundert an, wir würden wahrscheinlich noch eine ganz andere Fruchtbarkeit, als die Ovid'sche, erleben. Freilich haben sich's die unserigen leider in einem Punkte leichter gemacht und vermöge der unendlichen Langmuth des Publikums leichter machen dürfen — in der Behandlung der Form.

Hier herrscht bekanntlich nichts weniger als Gesetz, sondern Willkür oder wenn man will, das Gesetz der Bequemlichkeit; in der Bestimmung der Silbenmessung hält es Jeder, wie er es vor seinem Gewissen verantworten kann, wenn er überhaupt eines hat; er webt und strebt nach Bedürfniß das eine, kippt und rippt das andere gegen dessen innerste Natur, macht aus den zwei oder mehr Reimen ebenso viele feindliche Brüder und entschuldigt sich — wenigstens auf deutschem Gebiet — am Ende mit der mangelnden Codification des Regelschatzes durch eine höchste Instanz, d. h. eine Academie der Sprache. Dergleichen Aus- und Zuflüchte fehlten den Alten: die formelle, d. h. hier, metrische Handhabung der Sprache ließ auch nicht einem Schatten von Willkür Raum, hier gab es keine Laune und individuelle Auffassungen, sondern Gesetze und zwar eben so scharf und unerbittlich als die des Corpus juris sind. Eine gewisse Corinna, die, wenn auch vielleicht kein reines Phantastebild, sondern eine leibhaftige Italienerin mit Fleisch und Blut, die aber jedenfalls unter erdichtetem Namen vom Dichter eingeführt wird, hatte seinem poetischen Gestaltungstrieb Nahrung gegeben, ihr gelten seine ersten Lieder. Wir besitzen diese Liebeselegien (III Bücher) jetzt noch: sie tragen alle Eigenthümlichkeiten der Ovid'schen Muse: leichtfließende, gracilöse Diction, auf welcher hie und da rhetorische Farbeneffecte schimmern, Beweglichkeit, wenn auch nicht gerade Tiefe des Gedankenspieles — die Tiefe war schon durch den Gegenstand ausgeschlossen — Leichtigkeit der Erfindung in den vorgeführten Situationen, bei der unverhülltesten Darstellung des Sinnlichen, natürliche Naivetät des Ausdruckes, weniger der Empfindung, und alles das im kaum empfundenen Bann einer bewundernswerthen rhythmischen Kunst.

Indeß eigentlich schöpferisch ist Ovid auf diesem Gebiete nicht. Die Elegien eines Tibull, Gallus, Propertius bewegten sich in demselben Gedankenkreise; es war der erotische. Die Liebe, die hier gefeiert wird, trägt allerdings keine hohen oder höchsten Ziele in sich, sie ist, ausgesprochener Maassen, die der Sinne, welche erwächst aus dem vertrauten Umgang mit den Schönen des

damaligen Roms, eine Liebe, welche, durch keine Bande der Ehe beschränkt, nach den Empfindungen des Momentes ihre Wahl trifft und, wenn sie etwa auch durch längere Vertrautheit zu einer ernsteren, wirklich ethischen Bedeutung heranwachsen kann, für gewöhnlich nicht von Gram und Herzeleid zehrt, sich zwar über Sprödigkeit, wohl auch zeitweise Untreue zu beklagen hat, aber im Genusse wieder alle vorausgegangenen Schmerzen vergißt. Ob aber solche Verhältnisse der dichterischen Darstellung fähig, oder würdig sind? das ist eine Frage der Zeiten und der Sitten. Wenn selbst die unsrige, welche auch im Punkte der Sinnlichkeit, d. h. des künstlerischen Ausdruckes derselben, sich so herbungsfräulich, beinah ascetisch verhält, ihre größten Dichter sich mit Behagen in diesem Gebiete hat ergehen sehen, so werden wir uns hüten, den Alten einen strengeren Maßstab als wir selber haben, aufdrängen zu wollen. Jene Verhältnisse galten für durchaus erlaubt und unanstößig; es war nicht bloß die Mode, welche sie aufrecht erhielt, sondern die Sitte, welche sie gestattete. Und den Dichter kann am wenigsten ein Vorwurf treffen, welcher ohne jeglichen Cynismus, aber auch ohne Verhüllung die Natur schildert, wie sie eben ist, der sie nicht bloß zur Hälfte zeigt und zur Hälfte verdeckt, gerade aber durch ein coquettes Andeuten des Restes die Lüsterheit zu weiterem Forschen reizt. Diese gefährlichere Manier ist in gewissen anderen Literaturen viel mehr vertreten als durch Ovid und Genossen, deren er eine bedenklich lange Reihe aufzählt. Das Genre überhaupt verdient deswegen, weil es von vielen geübt, von sehr vielen gesucht und goutirt wurde, weder Vertheidigung noch auch Lob, aber man darf es auch nicht ohne Weiteres verdammen; jedenfalls darf unsere Zeit nicht im Gerichte sitzen. Die damalige jeunesse dorée beiderlei Geschlechts verlangte es, und ein Dichter, der zunächst ein großes Publikum suchte, war beinahe auf diese Gattung angewiesen. Keine Frage, er hätte nach würdigeren und erhabeneren Stoffen greifen können, wenn sein leichtes Naturell ihn nur einen Augenblick hätte schwanken lassen zwischen den höchsten poetischen Motiven einerseits und der Verbreitung seines Namens anderseits; sittliche Skrupeln konnten ihn um so weniger beunruhigen, als er seine ganze erotische Poesie ausdrücklich nicht den Stoikern und Matronen geschrieben wissen wollte. Seine ganze erotische Poesie: denn mit den Elegien an und über Corinna ist diese noch lange nicht erschöpft und noch viel bedenklicher als jene wäre allerdings die „Liebeskunst“ desselben Dichters, hätte er nicht das ihm vorschwebende Publikum mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit bezeichnet, nämlich als „derjenigen Mädchen, deren Haare etwas los um die Schläfe und deren Kleider nicht deckend über die Füße wallen“.

Vor den „Elegien“ und der „Liebeskunst“ übrigens liegen noch die „Liebesbriefe“, gewöhnlich Heroïden genannt, eine poetische Gattung, deren

Erfindung Ovid mit vielem Selbstbewußtsein sich selber, und mit Recht, zu schreibt. Es sind fingirte Ergüsse der Liebesehnsucht nach dem abwesenden Geliebten oder Gatten; die Schriftstellerinnen sind also Damen, und zwar theilweise sehr respectable, wie Penelope, Laodamia, Ariadne u. a. Einige dieser Schriftstücke verrathen sich durch frostigen Ton und rhetorische Ueberladung als unächte, aber gerade das ist ein Beweis, daß die Gattung sich großer Beliebtheit erfreute. Unserm modernen Geschmack sagt sie nicht zu. Zwar finden sich in den ächten, von Ovid herrührenden Briefen Töne angeschlagen, welche in der alten Litteratur so selten als wunderbar klingen: Töne nämlich aus der Tiefe eines ächt liebenden Herzens, voller Innigkeit und Wärme, die Gluth der Leidenschaft oft verklärt durch seelische Empfindung — aber schon die äußere Voraussetzung, das Behikel eines Briefes in der heroischen Zeit, dann aber auch die modernisirende beinah sentimentale Färbung des Inhaltes, dieser Verstoß gegen die Wahrheit, endlich der rhetorisch-affectirte Charakter der Darstellung läßt keine Sympathie weder für die Gattung noch für die Person in uns aufkommen. Die Heroiden sind in der That nicht viel anders als die Form einer dichterischen Suasoria. Unter den Producten aus dem erotischen Kreise ist die vollendetste die ungefähr zu Anfang unserer Zeitrechnung erschienene „Liebeskunst“ „ars amandi“ oder „ars amatoria“ womit in engster, sachlicher und zeitlicher Verbindung stehen die „Heilmittel der Liebe“ (remedia amoris), gleichsam eine Kritik jenes Systems, nebenher und eine Episode zur erstgenannten bildend, gehen die unvollendet gebliebenen „Toilettenkünste (remedia faciei). Die „Liebeskunst“, die im ersten Buch zu wählen, im zweiten zu gewinnen, im dritten zu erhalten lehrt, ist zwar ein Lehrgedicht, aber sowohl der völlig originelle Inhalt als auch die formelle Vollendung desselben in jeder Beziehung bekunden die glänzende Begabung des Dichters. Es bedurfte einer Genialität wie die seinige, um aus einem didactischen Stoffe ein so ansprechendes Gemälde zu schaffen, in welchem die reizendsten wärmsten Farben uns entgegenleuchten und ein bunter Wechsel der Situation in sprudelnder Beweglichkeit und dem graziösesten Formenspiel unsern Blick anzieht. Aber nicht bloß ist das Colorit ein glänzendes, auch die Zeichnung ist correct; römische Sitte und Cultur erscheinen hier bis ins Detail und in die feinsten Züge ausgeführt von einem Beobachter, der an geistreicher Auffassung keinem nachstand und der gerade für die Beleuchtung der Liebe, in welcher jene Gesellschaft erscheint, den schärfsten Blick und die größte Empfänglichkeit mitbrachte. Ovid's Kunst hat den sinnlich-socialen Verkehr der Männer und Frauen inmitten luxuriöser Hauptstädte für immer gezeichnet. In keinem zeitgenössischen Dichter spiegelt sich das Wesen und Treiben der demi-monde mit solcher Unbefangenheit und Anschaulichkeit, und die vielen Perspectives auf andere Kreise, die uns der

sachkundige und zugleich phantasiereiche Schilderer eröffnet, erhöhen nicht bloß den dichterischen, sondern auch den culturhistorischen Werth des Gemäldes. Auch Horaz giebt uns in seinen Satiren und Episteln einen reichen Schatz gesellschaftlicher Beobachtungen, aber er stellt sich dem geschilderten Leben prüfend, oft abweisend, gegenüber; er bezieht den ganzen Kreis seiner Beobachtungen auf sich, als den Mittelpunkt, insofern hat seine Darstellung ein subjectives Gepräge, Dvid dagegen bringt den Eindruck hervor, als schildere er aus eigener Erfahrung, als sachkundiger Lebemann jenes ganze Getriebe; er ist objectiver, weil er mit keinem Maasstab der prüfenden Philosophie mißt, sondern naiv die Zustände nimmt, wie sie sind. Dvid hat hier das rhetorische Farbenspiel zum Vortheil des ganzen gedämpft, er konnte seiner Laune, seinem Witz und seiner Einbildungskraft so behaglich sich hingeben, und fühlte sich so ganz und so wohl in seinem Element, daß er jenes Zusazes weniger bedurfte. Er stand in der Rethse seiner Kraft und schwelgte in seinem Formgefühl. Vollendetere Verse kennt die römische Sprache nicht. Vom streng rhytmischen Wellenschlag dieser Verspaare, welche durch allmältiges Aufsteigen im ersten, durch Senkung im zweiten den Gedanken gleichsam schaukeln, von dem sinnlichen Wohlklang, der durch die richtige Mischung der Laute und Lautcomplexe erzeugt wird, von der Kunst der Wortstellung und Worteinschränkung, wodurch die beiden Hälften eines Verses sich wieder zur Einheit zusammensügen — von diesen und andern Vorzügen, die doch nur den rhytmischen, also bloß den einen Theil des Formellen betreffen, hat nur der das volle Gefühl, der sich durch lange Beobachtung und Vergleichung in sie hineingelebt hat. — Sittlichen Werth haben diese Gedichte natürlich keinen, der erzürnte August fand im Gegentheil, sie seien sehr unsittlich, freilich gelangte er etwas spät zu dieser Ueberzeugung, denn erst ungefähr ein Dezennium nach ihrem Erscheinen, i. J. 761 folgte ihnen die Strafe — die Verbannung nach Tomi. Der Schlag traf den unglücklichen Dichter plötzlich und unerwartet (in seinem fünfzigsten Lebensjahre) und riß ihn aus einem traulichen, ja sogar innigen Familienleben heraus. Er war zum dritten Mal, und zwar glücklich an eine Frau aus einer der ersten Familien Roms, verheirathet; die beiden ersten Ehen waren, die erste durch Schuld einer ungeeigneten Frau, die zweite durch uns unbekannto Umstände, gelöst worden; er hatte Töchter und Enkel, wenn auch im Augenblick seiner Abreise nicht in Rom anwesend; Vater und Mutter waren, jener hochbetagt, gestorben, und der Dichter, voll liebender Pietät, preist sie glücklich, daß ihr Todesloos ihnen den ungeheuren Schmerz um ihren verlorenen Sohn ersparte. Und warum, fragt man mit Recht, erst jetzt diese grausame Strafe für ein Verbrechen, welches keines war? Was konnte den mächtigen Herrscher bewegen, die Schale seines Bornes bloß über Dvid auszugießen, und ein Duzend anderer Poeten, die

sich als Sänger der Liebe in derselben, und theilweise noch versanglicheren Weise hatten vernehmen lassen, unbehelligt zu lassen? War etwa Ovid's Lebenswandel anstoiger, als der seiner Kunstgenossen? Die auf keinen Fall und wir dürfen es dem schlichten, durch Offenheit und Gutmüthigkeit sich auszeichnenden Dichter auf's Wort glauben, daß seine Sitten viel besser waren, als sein Lied. Wohl war sein Gemüth weich und leicht erregbar, aber er hatte sich sein Leben rein zu erhalten gewußt. Ebenso sicher aber, daß auch seine Liebespoesie nicht der einzige Grund seines Falles waren, sondern daß noch ein zweites Moment hinzukam, welches in den Augen des Alleinherrschers noch schwerer wog, das aber jedenfalls mit jenem ersten in irgend einem, sei es loseren, sei es engeren, Zusammenhang gestanden haben muß. Wäre dieß nicht der Fall, so wäre die Strafe sinnlos und barbarisch zugleich; vor beiden Vorwürfen hatte sich der Alleinherrscher zu huten und er war zeitlebens schlau genug, seine Stellung so wenig wie möglich zu compromittiren. Eine Strafe, die nach unseren Begriffen erst zur oder sogar nach der Zeit der juristischen Verjährung den Schuldigen trifft, hat nur dann Sinn und Berechtigung, wenn ein neuer Fall mit dem ersten in ursächliche Verbindung gebracht werden kann.

So war es bei Ovid: das durchgängige Thema seiner sämmtlichen von Tomi aus erklingenden Trauerlieder, zu welchen alle übrige Zuthat gleichsam die Variationen bildet, lautet: Zwei Dinge haben mich zu Fall gebracht, mein Lied und mein Irrthum. Irrthum, Thorheit, Aengstlichkeit — aber keine Schuld, aber keine Unthat, kein Verbrechen, so tönt es in allen Nancen wieder, und zwar so feierlich und so rührend zugleich, daß kein Gedanke an eine Beschönigung oder gemeine falsche Aussage aufkommen kann. Man kannte den Grund von Ovid's Mißgeschick in Rom gar wohl; der beliebteste und gelesenste Dichter konnte nicht auf einmal durch ein Machtgebot aus dem Kreise der Lebenden entrückt werden, ohne daß die Sache zum Stadtgesprach wurde und das römische Publikum ließ sich mit der Thatsache nicht abspeisen; es wollte und erfuhr auch die Gründe. Merkwürdig aber, daß Ovid immer nur allgemein andeutet, den eigentlichen Anlaß aber und die Beschaffenheit seines Irrthums absichtlich verschweigt, weil es „gefährlich sei, alte Wunden aufzufrischen“. Die erklärt sich kaum anders als durch die Annahme, daß Augustus persönlich nicht als Alleinherrscher sondern als Mensch, als Familienhaupt oder wie sonst durch den „Irrthum“ Ovid's betroffen war. Und hierbei ist von großem Gewicht die einzige speziellere Angabe des Dichters, daß er etwas gesehen habe, was er nicht hätte sehen sollen. Was nun das mag gewesen sein, darüber lassen sich freilich nur Vermuthungen anstellen, aber keine kann auf den Grad von Wahrscheinlichkeit Anspruch machen, wie die, welcher der Grotochter des Augustus, der berichtigten Julia, der Tochter einer

ebenso berücksichtigten Mutter, eine Hauptrolle in diesem Drama zuweist. Wenn, wie es kaum anders möglich ist, die Herausgabe der „Liebeskunst“ in mittelbarem Zusammenhang mit dem geheimnißvollen zweiten Grunde steht, so läßt sich der nachhaltige Grimm des Augustus, welcher dem Dichter nie verzieh, und für alle direkten und indirekten Gnadengesuche zu Gunsten des Verbannten taube Ohren hatte, gar nicht anders erklären, als durch ein Familiendrama, dessen Motiv ein Liebeshandel war, und hierbei können die beiden Julien den traurigen Anspruch erheben, daß man zunächst und zuerst an sie denke. An beiden fand jedenfalls Ovid's „Liebeskunst“ eifrige Leserinnen; die Buhlkünste, die er lehrte, wurden von Beiden praktisch geübt und die leichtfertige, zugleich graciöse Manier, womit der Dichter ein Gewerbe, wie das ihrige, zu schildern, und gleichsam für den Geschmack lecker zu machen mußte, mußte ihr allerhöchstes Wohlgefallen erregen. So scheint Ovid sich der Gunst der Jüngeren — denn zur Zeit seiner Verbannung kann nur von dieser die Rede sein — erfreut zu haben, ob aber in dem Grade, daß nicht nur seine Gedichte im Boudoir der Schönen als Toiletenschmuck prangten, sondern auch seine Persönlichkeit mit lüsterne[m] Auge betrachtet und zu den Orgien derselben zugezogen wurde, wird immer ein Geheimniß bleiben. Zeuge einer solchen Orgie mag, scheint ja Ovid allerdings gewesen zu sein, und wenn er das, was für das hochgestellte aber sittenlose Weib ein Verbrechen war, verschwieg, so war das Grund genug für Augustus, ihn, den Fehler, seinen ganzen Zorn fühlen zu lassen. Denn in solchen Dingen verstand er keinen Spaß, und es war kein Wunder, wenn er, der den Ruf seines Hauses und die Grundsätze seiner häuslichen Erziehung an der zügellosen Wildheit des Geschlechtstriebes scheitern sah, der vergeblich Tochter und Enkelin an den Spinnrocken und den Webstuhl zu bannen, vergeblich ohne Reden und Handlungen durch das steife Ceremoniell der Etikette in die Grenzen der Ehrbarkeit zu zwingen versucht hatte, nun in der Bekümmerniß seines Vaterherzens trotz seiner äußeren Strenge unbewußt nach mildernden Trostgründen zu Gunsten der verlorenen Tochter und Enkelin haschend, den Theilnehmer (oder Zeugen?) ihrer Ausschweifungen, „als deren Anstifter, den Verführten als ihren Verführer, den Dichter der Liebe als ihren Lehrmeister in der Unzucht und dem Ehebruch betrachtete“. Merkwürdig ist auch die Coincidenz der Strafe beider Schuldiger: im gleichen Jahre wie Ovid wurde Julia nach einer kleinen Insel verbannt und auch sie kehrte, wie Ovid, nicht mehr nach Rom zurück, sondern starb im Exil. Auch der Umstand, daß Augustus selber, durch Wachtspruch, nicht der Senat, vor welchen eigentlich als obersten Criminalgerichtshof der jungen Monarchie die Untersuchung gehörte, die Strafe festsetzte, und daß Ovid in allen seinen bezüglichen Briefen stets nur auf die Gnade des Alleinherrschers anspielt, verstärkt die Wahrscheinlichkeit, daß Augustus sich persönlich beleidigt fand.

Mensch gegen Mensch gehalten, und mit dem Maaßstab der Sittlichkeit gemessen, steht zwar der Dichter viel höher als der römische Alleinherrscher, der bekanntlich trotz seiner Ehr- und Sittlichkeitsgesetze selbst das Ehebett seines treuesten Freundes und Dieners, des Agrippa, nicht schonte, — aber wer wollte den Gewaltigen wegen seiner Sünden zur Rechenschaft ziehen? Ovid mußte sich stumm seinem Gebot unterwerfen und recht zum Zeichen, daß der strenge Sittenmeister die von dem Dichter ausgehende Richtung der Poesie verdammt, wurden seine Werke aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt und wahrscheinlich verbrannt. Eines der frühesten Beispiele, daß Todesstrafe an Werken der Kunst vollzogen wurden; ziemlich um dieselbe Zeit scheinen auch die Schriften des Pamphletisten Cassius Severus und die des großen Republikaners Rabienus in Flammen aufgegangen zu sein; die Folge war dieselbe, wie noch heut zu Tag: sie wurden um so eifriger gelesen, Ovid war und blieb der Dichter der verbotenen Liebe; seine ungemeine Popularität zeigt sich schon in dem einzigen Zuge, daß sich an Mauern von Pompeji einzelne seiner Verse in rohen Zügen angeschrieben finden — doch wohl von Verehrern seiner Gattung.

Wir sind hiermit an den Wendepunkt im Leben des Dichters gelangt. Wir wollen nicht Zeuge sein, jener herzerreißenden Trennung von seinen Lieben in der letzten Winternacht, die er in Rom zubrachte, wir wollen ihn auch nicht begleiten auf seiner traurigen und stürmischen Fahrt nach der Stätte seines Schicksals, wollen uns auch nicht alle einzelnen Züge seines dortigen Aufenthalts vergegenwärtigen und gern glauben, daß nicht einmal seine Muse mehr, sondern nur noch die Hoffnung einer Milde rung, oder gar eines vollständigen Gnadenactes ihn über das Elend seines Daseins wenigstens insoweit hinweghob, daß sie ihn vor dem Selbstmord bewahrte. Es ist begreiflich, daß eine Natur wie die seinige, weich, empfänglich für Genuß, gebildet und genährt durch geselligen Umgang, gewöhnt an allen Comfort der üppigen Hauptstadt, tonangebend in den gebildeten Kreisen, verwöhnt durch glänzende Erfolge, daß eine solche unter der Wucht des Schicksalschlages zusammenbrechen mußte; nicht bloß das Herz, auch der Geist war tödtlich getroffen. Ein ächter Römer aus der alten Schule, deren Kraft das Unglück stählt, die des Schicksals spotten, wenn es sie langsam zu zerreiben droht und kaltblütig den Lebensfaden selber zerreißen, war Ovid nicht; man möchte sein Klagen und Verzagen nicht bloß unrömisch sondern geradezu unmännlich finden, aber es zieht sich durch seine aus der Einöde klingenden Lieder ein eigenthümlicher, an moderne Art anklingender Zug von Heimweh und Liebesbedürftigkeit, der uns mindestens so angenehm anmuthet als sonst das stahlharte Römerthum. Sein Sehnen nach dem treuen Weibe, das er, obwohl sie sein Verbanntenloos theilen wollte, zum Schutze seiner Angelegenheiten in

Rom zurückließ, spricht sich in so rührenden Tönen aus, daß wir den antiken Dichter kaum noch heraushören; es ist nicht nur ihre Pflege und ihr Trost, die er in den Tagen der Krankheit und der Verzweiflung vermißt: wenn er sie den erhabensten Frauengestalten der Heroenzeit gleichstellt und die einzelnen Vorzüge derselben wie in einen Strauß vereinigt aus ihrem Herzen hervorblühen sieht, wenn er in den wilden Phantasien des Fiebers nur sie in seiner Nähe steht und ihren Namen ruft, so sind dieß ideale, ja man darf sagen romantische Züge, welche dem Alterthum fremd, uns aber um so lieber sind. Und so können wir den poetischen Erzeugnissen dieser Periode, den „Büchern des Leides“ und den „Briefen vom Schwarzen Meer“, wenn sie auch an Schwung und Glanz unter den frühern stehen, unsere Sympathie nicht versagen, wir vergessen den Dichter gern über dem Menschen, für diesen aber interessieren wir uns um so mehr, weil die schmucklose Darstellung, Wahrheit und wirkliche Empfindung athmet. Die Realität, welche der Dichter in seinen früheren Dichtungen über den Rang und Glanz und Prunk der rhetorischen Mittel so oft vernachlässigt hatte, tritt uns hier so zu sagen lebhaftig, und zwar im Trauergewand entgegen, und während Ovid in seiner Blüthezeit alle Schwunghedern seines Geistes angespannt hatte, um nur seine Darstellung interessant zu machen, so wird jetzt durch den einfachen Ausdruck der Wahrheit er selber uns interessant.

Er will nicht mehr als Dichter glänzen, will kein Werk schaffen für die Zukunft, er dichtet nur um für Augenblicke den Druck der Gegenwart vergessen zu können; was er denkt und schreibt, fügt sich, wie früher, zwanglos zu Versen; dumpf-eintönig klingt die Weise, wie die Welle am Strand des ungaftlichen Meeres, und die grauen Farben der Einöde, die den einsamen Grübler umgeben, werfen ihren Reflex auch über das Gedicht, kaum hie und da unterbricht eine sonnige Stelle das düstere Bild.

Noch lag ein Werk unvollendet in Rom, „der Festkalender“ (Fasti), in glücklichen Tagen begonnen und ungefähr bis auf die Hälfte seines ursprünglich beabsichtigten Umfangs gebracht — ein Gedicht, das in elegischer Form die hervorragenden Momente des römischen Kalenders beschreibt und meist aus den ältesten Sagen- und Geschichtsquellen Roms geschöpft ist. Monat für Monat, Tag für Tag folgt der Dichter dem Kalender vom 1. Januar, erklärt den Ursprung aller vorkommenden Namen und Feste, schildert deren Feier und Gebräuche und verknüpft damit alle mythisch-geschichtlichen und astronomischen Beziehungen, die sich irgendwie mit der Bedeutung des betreffenden Tages in Verbindung bringen lassen. Der an und für sich trockne und für phantasiereiche Behandlung wenig ergiebige Stoff ist gewürzt durch eine Menge verzierender Episoden und anmuthigster, mit wahrhaft Ovidischer Kunst ausgestatteter Schilderungen. Es bedarf keiner tiefen Psychologie, um sich zu

erklären, warum der Dichter die Fortsetzung dieses Werkes unterließ. Jeder Tag, jeder Ort den er zu schildern hatte, würde das in ihm zehrende Heimweh zur lodernden Flamme angefacht und seine Qual verzehnfacht haben.

Es giebt zwar in jeder Literatur Heimwehklänge von der ächtesten ergreifendsten Poesie, wo gerade der Contrast dem Dichtenden Kraft gab, voller und melodischer als gewöhnlich die Saiten zu rühren, aber diese Klänge entströmen immer einem Herzen, das zur Wehmuth gestimmt ist; in Ovid's Herzen aber hauste die Dede der Verzweiflung, und dieser entkeimen auch nicht mehr die Blüthen des Gesanges. Irgend eines gelehrten Stoffes, den er zu Rom angefangen, wäre er zur Noth auch ohne literarische Hülfsmittel Meister geworden, denn er beherrscht den Bildungstoff seiner Zeit, welche nach ihrem Vorbild, der alexandrinischen Periode, besonders sich in mythologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit gefiel, auf das vollständigste. Ein sprechendes Zeugniß dafür sind seine in Tomi geschriebenen Elegien, welche ohne daß dem Verfasser literarische Hülfsmittel zu Gebote gestanden hätten, von Mythen und sogar geschichtlichen, aus dem lebendigsten Gedächtniß geschöpften Anspielungen reichlich durchflochten sind. Es wäre ihm auch nicht schwer gefallen, sein berühmtestes, allerdings schon in Rom vollendetes Werk die „Verwandlungen“ (Metamorphoses) weiter fortzuführen, jenes bewundernswürdige, im Mittelalter wie auch in unserer Zeit populärste Werk des Dichters, das mit einer so rauschenden Verherrlichung des julschen Geschlechts und einer so siegesgewissen Unsterblichkeitserklärung des Dichters abschließt. Und gerade der am meisten gefeierte dieses Geschlechts maacht sich in seinem Herrschergrimme das Amt des Richters über unsern Dichter, ja des Todtengräbers an und weist ihn bei lebendigem Leibe zu den Leichen! Und jenes Selbstgefühl, das so stolz ausblühte und aufleuchtete — es ist niedergebrannt bis auf zahme Fünkchen. Der gebrochene Dichter glaubt kaum mehr an seinen Beruf; es ist nicht falsche Bescheidenheit, die Zweifel sind wirkliche; weder der Ort noch der Seelenzustand stimmt zur Heuchelei; zwar flackert aus dem ausgebrannten Vulcan seines Innern die Freude wieder auf, als ihm Freundeshand Nachricht giebt von dem Erfolg seiner Gedichte in Rom, aber all sein Dichterruhm hält nicht vor, diese Flamme zu erhalten und er gäbe gern die Herrlichkeit seines Namens hin für die Erlösung aus diesem Elend, ja für die bloße Erleichterung desselben, für Versehung in irgend eine Gegend in größerer Nähe Roms.

Jene „Metamorphosen“ hatte er schon zu Rom, vor seiner Abreise, verbrannt, recht zum Zeichen, daß ihm Beruf und Nachruhm werthlos waren, nachdem die Nacht über sein Leben gekommen war. Hätte nicht ein guter Freund schon früher eine Abschrift von dem Gedichte (das Nähere wissen wir nicht) genommen, so wären wir um eine der lieblichsten Früchte des römischen

Geistes ärmer. Denn diese Metamorphosen, welche, was nur die schöpferische Phantasie der Griechen an Verwandlungen von Menschen in Thiere, Pflanzen u. s. w. erdonnen hatte, in spielender Leichtigkeit an einen bald durch Zufall, bald durch Laune, bald durch geistreiche Combination geknüpften Faden reihete, überwogen durch Reichthum der Erfindung und das harmonische Zusammenspiel aller dichterischen Vorzüge, soweit diese an einem nicht durch Tiefe sondern durch behagliche Breite und bunte Mannigfaltigkeit ausgezeichneten Stoffe sich geltend machen können, sämtliche Erzeugnisse der römischen Literatur, trotzdem daß ihnen die letzte Feile fehlt. Literarisch merkwürdig sind sie dadurch, daß in ihnen, auf römischem Gebiet (die griechischen Vorbilder Ovid's können wahrscheinlich für Griechenland denselben und zwar den älteren Anspruch erheben, obschon ihnen die in jeder Beziehung bemerkenswerthe Xenophontische Chropädie den Rang abläuft) die ersten Ansätze des Romans sich finden, derjenigen Gattung, welche unserem Jahrhundert die Signatur verleiht und ohne welche es beinahe unmöglich wird, sich in der Literatur einen Namen zu machen.

Von dem bekannten italtenischen Patrioten und Dichter Silvio Pellico, der unter dem „guten Kaiser Franz“ zehn Jahre seines Lebens als Staatsgefangener auf dem Spielberg zubrachte, ist bekannt, daß er in der Nacht seines Kerkers Tragödien — nicht schrieb, denn seine fürstlichen Quäler verweigerten ihm die Wohlthat des Schreibmaterials — sondern bloß mit Hülfe seines Gedächtnisses innerlich componirte und sie nach seiner endlichen Erlösung niederschrieb. Die Chancen seiner Hoffnung waren mindestens eben so gering wie die seines römischen Collegen vor achtzehnhundert Jahren, sein körperlicher Zustand, in welchem Ketten, langjährige Einzelhaft, Mangel an Licht und Luft wahrhaft entsetzliche Begleiter sind, war ohne Vergleich qualvoller als der Ovid's — und Ovid's Wille sammt seiner Kraft versiegt; weder schrieb noch memorirte er Tragödien, obschon seine früheren Versuche auf diesem Felde vom glänzendsten Erfolge begleitet gewesen waren. Der Verlust seiner Medea, die aber kaum das einzige Erzeugniß seiner dramatischen Thätigkeit ist, berührt den Freund und Kenner der römischen Literatur schmerzlich — jene Tragödie wäre nicht bloß die einzige Repräsentantin ihrer Gattung, sondern, trotz Quintilian's theilweisem Tadel, eine der vorzüglichsten gewesen. Wenn Vermuthungen ersprießlich, oder auch nur erlaubt wären, so dürfte jene Tragödie durch Glanz der Diction, Reichthum der dichterischen Motive und durch hohes, allerdings auch rhetorisches, nicht bloß dichterisches Pathos ausgezeichnet gewesen sein.

Ihm fehlte aber, was der weniger begabte Silvio in hohem Grade besaß, der Ernst einer sittlichen Lebensauffassung, welche die Himmelsgabe der Poesie dankbar als einen Spiegel entgegennimmt, in welchem sie die Aus-

strahlungen ihrer selbst zu einem künstlerisch verklärten Bilde gestaltet; seine Genialität besteht in einer Fülle der glänzendsten Vorzüge, aber der Brunnquell, aus welchem sie ihre Nahrung ziehen, ist nicht das ewige Licht einer harmonischen Charakterbildung, sondern der trügerische Schein einer glänzenden Umgebung, einer verfeinerten aber genußsüchtigen und sittenlosen Gesellschaft; als dieser plötzlich in Nacht versank, da lagerte sich das Dunkel nach und nach auch über jenen geistigen Glanz unseres Dichters. Und doch, um gerecht zu sein, an jenem Tomi haftete eine furchtbare Nothwendigkeit, welche selbst der unglückliche Silvio in seiner Kerker Nacht nicht in so vollem Maaß verspürte — das Fehlen der Muttersprache. Eine völlig unverstandene Sprache tönte an des Dichters Ohr, die getische. Das Griechische, die ursprüngliche Sprache der Colonisten war inmitten der barbarischen Umgebung nach und nach ausgestorben; nur ausnahmsweise wurde sein Klang noch vernommen und der arme Verbannte mußte froh sein, wenn er sich mit einzelnen Tomiten durch das Griechische, das er leidlich sprach und vollkommen verstand, verständigen konnte; ein wahres, wenn auch seltenes Fest war es für ihn, wenn etwa ein italischer Schiffsmann oder Kaufherr sich an die ungaftliche Küste verirrte und ihm Gelegenheit gab, die süßen Laute der Muttersprache zu hören und auszutauschen.

Sonst war er auf die Zeichensprache angewiesen und diese Nothwendigkeit können wir uns nicht qualvoll genug denken, zumal für eine Natur wie die seine, welche den ganzen Reichthum der auf sie einströmenden Eindrücke von jeher in flüssiges Sprachgold umzusetzen gewohnt war. Er war jetzt auf den Umgang mit seiner eigenen Muse angewiesen, wenn er nicht seine Muttersprache nach und nach vergessen wollte; dieser Umstand schon nöthigt ihn, seine poetische Thätigkeit in Tomi fortzusetzen, und wenn nun gleichwohl seine Angst sich verwirklicht, wenn wir ihn klagen hören, daß sich ihm gewisse Ausdrücke nicht sofort einstellen und daß der Fluß der Rede hie und da stocken will, so dringen diese Schmerzenslaute mit ihrer erschütternden Wahrheit jetzt noch tief in unser Herz.

Es war hart, beständig auf der Hut sein zu müssen, vor den räuberischen Einfällen scythischer und getischer Nachbarn, welche im Winter über die gefrorene Donau auf ihren schnellen Rossen hergebraust kamen, die Männer niedermehelten, Weib und Kind und sonstige Beute wegschleppten und rauchende Spuren ihres Ueberfalls hinterließen, es war hart für den weichherzigen friedliebenden Dichter, wenn auch er sich in die Rüstung des Kriegers hüllen mußte, um in den Reihen der Tomiten Leib und Leben gegen die vergifteten Pfeile der Räuber zu schützen und den Belagerern Troß zu bieten, aber in dieser Thätigkeit pulste doch Leben und Bewegung; über jener Stagnation

der früher so lebendig sprudelnden Muttersprache brütete aber die Stille des Todes. Nach und nach war der Dichter allerdings der getischen Sprache mächtig geworden; in dem Grade, daß er sogar ein Lobgedicht auf die Kriegsthaten des Augustus in dieser Sprache dichten konnte, aber ein wirklicher Ersatz für das, was er jeden Augenblick schmerzlich empfinden mußte, war dieß natürlich nicht. War es aber nicht niedrige Kriecherei, den Mann noch zu verherrlichen, der dem Dichter die Todeswunde geschlagen hatte? Es wäre freilich männlicher gewesen, sich in seinen Römerstolz zu hüllen und den Herrscher in Rom gewähren zu lassen, ihn weder um Gnade anzuwinkeln, noch zu beräuchern, besonders wenn das Bewußtsein verhältnißmäßiger Unschuld hinzukam; wir wenden uns mit Widerwillen von diesen und andern Hecatomben des Dichters weg, es regt sich sogar Ingrim in uns, wenn wir ihn von Augustus und seiner Frau nur in Ausdrücken wahrhaft göttlicher Verehrung sprechen hören, wenn wir ihn täglich an die Brustbilder des Kaisers und der Kaiserin, welche ihm ein guter Freund von Rom geschickt, förmliche Gebete richten sehen, es giebt hier kaum ein anderes „aber“, welches diesen Ueberschwung der Schmeichelei entschuldigen könnte als — freilich nur für gewöhnliche Seelen eine Entschuldigung — des Lebens Noth. Zudem ist Charakterstärke in jener Zeit ein Meteor, auch die Besseren sind vom Gifthauch der Schmeichelei angesteckt, arbeitete in der geistigen Atmosphäre, gewohnheitsmäßig athmete man die Miasmen ein. Mit der Vergötterung der Menschen geht aber Hand in Hand die Vermenschlichung, d. h. die Verachtung der Götter. Es ist bezeichnend, wie wenig in den Trauerliedern Ovid's von den Göttern, wie viel von dem Vergötterten, von August, die Rede ist, wo jene etwa erwähnt werden, geschieht es mehr nur in metaphorischer Bedeutung oder als Concession an die noch immer nicht fallit erklärte Staatsreligion; von wirklichem Glauben und persönlicher Ueberzeugung findet sich kaum eine Spur. Wenn der Dichter schon in seiner guten Zeit am Dasein der Götter gezweifelt hatte, weil er viele Guten von unverdientem Leid getroffen sah, so hatte er jetzt, wo er selber sich in diesem Fall befand, keine Ursache seinen Glauben oder Unglauben zu ändern. Es mochte ihm in diesem Punkte gehen wie Horaz, der mit allem Eifer gegen den Verfall der Götterverehrung, welche er zum Bestande des Reiches für nothwendig hielt, persönlich gar keine Religion hatte. Aber unser armer Dichter fand für diesen Mangel keinen Ersatz in seinem eigenen gebrochenen Herzen, kaum hier und da erhellt ein freundlicher Sonnenblick die düstere Nacht seines Daseins, so, als die guten Tomiten, welchen nach und nach ein Licht über die Berühmtheit des Fremdlings und Miteinwohners aufgegangen war, ihn durch einen Kranz und allerlei bürgerliche Auszeichnungen ehrten; was ihm aber noch am meisten Spannkraft verlieh, war die nie er-

loschene Hoffnung auf Begnadigung. Sie erwies sich als trügerisch; weder Augustus war zu bewegen, noch auch führte ein auf dessen Tod (14 v. Chr.) verfaßtes Gedicht, durch das er des Tiberius Günst zu gewinnen hoffte, wie er auch schon früher vergeblich den Triumph des Tiberius besungen hatte, eine Wendung seines Geschickes herbei. Er starb 17 v. Chr. nach zehnjähriger Verbannung und wurde zu Tomi begraben.

Basel.

J. Mähly.

Neue Novellen von Bret Harte.

Idyllen aus den Vorbergen von Bret Harte. Uebersetzt von Moritz Busch. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1875.

Zwei Jahre etwa wird es her sein, daß wir die Freude hatten, die Leser der grünen Blätter auf den in der Ueberschrift genannten Dichter und Humoristen als auf ein ungewöhnliches Talent hinzuweisen. Gelegenheit dazu gaben seine „Argonautengeschichten“, die, mit andern Erzählungen und einer Anzahl meist humorischer Skizzen desselben Autors verbunden, von der Grunow'schen Buchhandlung dem Publikum in wohlgelungner Uebersetzung geboten wurden*). Diese beiden Bände enthielten mit Ausnahme der „Condensed Novels“ unseres Wissens alles, was Bret Harte bis dahin in Prosa geschrieben hatte, und sie waren damit die vollständigste Sammlung der Werke desselben, die in deutscher Sprache vorlag. Wenn wir damals unsere Bewunderung vor diesem neuen Stern ureigensten Lichtes am Himmel der Weltliteratur aussprachen, so haben wir die Genugthuung gehabt, daß dieselbe von allen, auf deren Urtheil etwas ankommt, getheilt wurde, daß man mit uns in jenen Dichtungen das Auge und die Hand eines Talents ersten Ranges, eines Dichters von Gottes Gnaden erkannte, der die Saite des Tragischen und Rührenden in der Menschenbrust ebenso erklingen zu lassen versteht, wie die Saite des Komischen und Erheiternden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß auch ein anderes Gefühl, das wir zu jener Zeit empfanden, von der deutschen Leserschaft getheilt worden ist, der Wunsch, bald mehr von dem Dichter zu lesen, und die Hoffnung, daran dieselbe Freude zu haben wie an dem dort Gebotenen. Jener Wunsch wird mit den hier vorliegenden neuen Novellen erfüllt, und auch jene Hoffnung ist nicht getäuscht worden. Der Goldgräber Bret Harte hat weiter gegraben und wieder Körner

*) Der Titel ist: „Die Argonautengeschichten, spanischen und amerikanischen Sagen und Stadt- und Charakterskizzen von Bret Harte. Leipzig, Verlag von Fr. Wils. Grunow. 1873.“